-Düsseldorfer Sonntagsblatt-

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt

Nr. 3 — Sonntag, den 17. Januar — 1915

Frühlingsstürme.

Roman von R. Horowitz.

(Nachdruck verboten.)

H., den 15. Februar 19 . .

Liebste Hilde!

Vier Monate sind vergangen, seitdem ich Dir zuletzt geschrieben! Vier Monate! Eine kurze Spanne Zeit für den, der glücklich, aber endlos lang für den vom Schicksal Heimgesuchten! Verzeih — daß ich nicht schon früher zu Dir kam! Deine treuen, liebevollen Worte, die Du mir ab und zu sandtest, haben mir unendlich wohlgetan und hätten eine frühere Antwort verdient! Aber — ich mußte erst ruhiger geworden, mußte mit mir selbst im klaren sein, ehe ich mich zu einer Aussprache entschloß. Und ich weiß, Du zürnst mir nicht. Deine häufigen Liebeszeichen, die keine Erwiderung verlangten, bewiesen mir aufs neue, daß uns eine innere Gemeinschaft verbindet, deren Beteuerung es nicht erst bedarf.

Heute bin ich endlich so weit, daß ich Dir von meinen Wünschen und Plänen reden kann.

Mit der Vergangenheit bin ich fertig! Das klingt zu Papier gebracht sehr einfach und nüchtern; daß dabei viel Kummer, schwere Seelenkämpfe und bittere Enttäuschungen überwunden werden mußten — das weißt Du! Liegt doch mein bisheriges Leben wie ein offenes Buch vor Dir!

Der Tod unseres heißgeliebten Vaters, der uns so unvorbereitet wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf, war eine furchtbare Katastrophe. Du weißt, wie sehr wir alle an ihm hingen und welch inniges Zusammenleben, dessen Seele er im wahren Sinne des Wortes war, uns alle verband.

Fast noch furchtbarer aber war die traurige Tatsache, daß wir keine Zeit fanden, uns dem Schmerze um den teuren Entschlafenen hinzugeben, da die Verhältnisse uns zwangen, früher, als es sonst bei Leidtragenden unseres Standes der Fall, dem wirklichen Leben ins Auge zu sehen.

Daß wir nicht reich waren, das wußten wir. Das Gehalt, as unser guter Vater als höherer Beamter bezog, die Nebeneinnahmen, die ihm aus seinen fachwissenschaftlichen Arbeiten erwuchsen — dazu die Zinsen des bescheidenen mütterlichen Vermögens — das alles ermöglichte uns, so lange mein Vater lebte, ein unserer gesellschaftlichen Stellung angemessenes Leben zu führen. Nun änderte sich das Bild mit einem Schlage. Die Pension, die meine liebe Mutter beziehen wird, ist so gering, daß man nur von einem Zuschuß reden kann. Dazu eine Familie von vier Köpfen — drei unversorgte Kinder! Du kannst mir glauben, Mama und ich haben so manche Nacht durchwacht, gerechnet und gegrübelt, wie man's zuwege bringen soll. Das waren schwere, kummervolle Stunden, in denen man beinahe dem geliebten Toten die ewige Ruhe neidete!

Vorposten vor Reims. R. Sennecke, Phot.

Auf den kalten, wenn auch schneefreien Höhen vor Reims sieht es wenig winterlich aus, aber eine kleine Fichte mit einigen Silberfäden aus einem Liebesgaben-Paket erfüllte die einsamen Feldgrauen doch mit Weihnachtsstimmung.

Doch — wer lebt muß kämpfen und handeln. Und so haben auch wir uns durchgerungen und den Grundstein zu einem neuen Leben gelegt.

Anfang nächsten Monats siedeln wir in ein kleines, hübsch gelegenes Gartenhaus der Vorstadt über, wo Mama, Ilse und Fritz, mit unserer treuen Marie, die uns nicht verlassen will, eine freundliche Parterrewohnung mit kleinem Gärtchen bewohnen werden. Fritz fährt dann täglich in die Stadt hinein, um das Gymnasium weiter zu besuchen und bleibt, falls er nachmittags Schule hat, bei Onkel Franz zu Tisch. Wir haben sehr reiflich erwogen, ob wir ihn auf dem Gymnasium lassen sollten, uns aber zuletzt doch dafür entschieden. Es werden heutzutage an die Leistungsfähigkeit der jüngeren Leute auf allen Gebieten so hohe Anforderungen gestellt, daß es jedenfalls besser ist, er bekommt durch eine tüchtige Schulbildung eine feste Grundlage, die ihm später die Wahl eines jeden Berufes erleichtert.

Ilse bleibt vorerst bei Mama und wird zweimal die Woche einen Kursus in Buchführung und Stenographie durchmachen. Vielleicht kann sie später einmal ihre Kenntnisse einem Bureau zur Verfügung stellen.

Und was macht meine Freundin? höre ich Dich fragen. Ja, Liebste, für die ist kein Platz in der kleinen Dreizimmerwohnung! Die fliegt in die Welt hinaus und will einmal versuchen, sich ihr Leben selbst zurechtzuzimmern.

Anfang März schon — also in etwa drei Wochen, trete ich meine Stellung als Gesellschafterin bei Frau von Heeren in Wiesbaden an.

Durch einen Hilfs-Verein in Berlin bin ich an die Dame gewiesen worden. Sie hat mir meine Anfrage sehr freundlich und entgegenkommend beantwortet. Frau von Heeren ist seit einigen Jahren Witwe, hat einen Sohn, der viel auf Reisen lebt, fühlt sich daher oft vereinsamt, besonders da sie etwas leidend zu sein scheint. Sie will nun den Versuch machen, eine ihr zusagende Dame bei sich aufzunehmen und hat das Angebot Deiner Freundin unter so und so vielen anderen bevorzugt. Die Art, wie sie mir schrieb — Inhalt sowohl als Stil ihres Briefes — hat mir wie auch meiner Mutter sehr gut gefallen, und da sie mich bat, bald zu kommen, habe ich mich schnell entschlossen und mich für Anfang März bereits gebunden.

Durch eine hiesige Familie, die wohl auch über mich die geeignete Auskunft gegeben, hörten wir, daß die von Heerens zu den besten Familien der Rheingegend gehören; ich weiß also, daß ich es gut getroffen habe. Alles andere möge Gott zum guten führen! Glaube mir, liebe Hilde, so weh mir die Trennung von den Meinen wird, es ist für mich doch gut, daß ich fortkomme. Du allein kennst ja die bittere Enttäuschung, die ich kurz vor dem Tode meines geliebten Vaters erfahren. Ich sage mir zwar jetzt selbst: es ist am Ende besser so! Unter den gegebenen Verhältnissen wäre der schöne Traum wohl nie zur Wirklichkeit geworden! Aber — es wäre mir der Schmerz erspart geblieben, sich eingestehen zu müssen, daß man seine Zuneigung einem Unwürdigen geschenkt!

Doch — es ist besser, ich schweige davon! Ich will nicht mehr zurückdenken; ein neues Leben liegt vor mir und hoffentlich werden mir mein neuer Beruf, die fremde Umgebung und vor allem das Bewußtsein, den Meinen eine Stütze sein zu können, erneuten Lebensmut und den Glauben an die Menschheit wiedergeben.

Schreibe mir doch noch einmal hierher; sowie ich mich in Wiesbaden etwas eingelebt, hörst Du von mir. Grüße Deinen lieben Mann und behalte weiter lieb

Deine Marianne.

Wiesbaden, den 26. März 19..

Liebste Hilde!

Fast drei Wochen bin ich hier und erst heute sende ich Dir ein Lebenszeichen! Das liegt weniger an Zeitmangel als an dem Wunsche, Dir ein richtiges Bild von meinem jetzigen Leben geben zu können. Und dazu mußte ich mich erst in meiner neuen Umgebung eingewöhnt haben.

Doch vor allem, Dir und Deinem lieben Manne herzlichen Dank für die liebevollen Zeilen, die Ihr mir vor meinem Scheiden aus der Heimat gesandt. Ich weiß, wie treu und gut sie gemeint sind.

Über den Abschied von den Meinen will ich Dir nicht erst berichten. Daß viele Tränen geflossen und ich die Hälfte der Reise in melancholischem Dahinbrüten verbracht, das wirst Du Dir ohnedem vorstellen können. Aber als ich nach einigen Stunden der Fahrt den Blick zum Wagenfenster hinausschweifen ließ und auf einmal grüne Wiesen, umsäumt von waldigen Höhen, in reizvoller Abwechslung vorbeigleiten sah, da gab ich mir einen energischen Ruck und hielt mir eine kleine Standrede, die ungefähr in den Worten ausklang: Schäme Dich, Marianne, die Welt ist so schön und bietet dem Geringsten von uns ein Anrecht auf Glück und Zufriedenheit! Hast Du mit Deinen fünfundzwanzig Jahren wirklich Ursache so trostlos zu sein? Wer weiß, was Dir noch Gutes bevorsteht! Sei stark und heiter, und sieh zu, daß Du Dir Dein Los nicht selbst erschwerst."

Und da fing ich an, all die schönen wechselnden Bilder in mich aufzunehmen, ließ mich mit einer lieben alten Dame, die mein Wagenabteil teilte, in eine kleine Unterhaltung ein, und ehe ich mich versah, lief der Zug in Frankfurt ein, wo ich mich von meiner Reisegefährtin trennte und den Wiesbadener Zug bestieg. Nach einer knappen Stunde traf ich an meinem Bestimmungsort ein.

Am Bahnhofe erwartete mich der Wagen der Frau von Heeren, der mich schnell meinem neuen Heim zuführte. Frau von Heeren gefiel mir gleich sehr. Sie ist eine feine, gebildete Dame, die eine außerordentlich gewinnende Art hat. Sie versteht es, einem das Gefühl der Abhängigkeit zu rauben. Gleich am ersten Abend war sie so liebevoll und herzlich mit mir, ließ sich viel von Mama und den Geschwistern erzählen, daß, als ich mich zurückzog, ich unter dem Gefühl des Geborgenseins einen heiteren und zufriedenen Brief an mein besorgtes Mütterlein schreiben konnte.

Seitdem sind drei Wochen vergangen und mein erster Eindruck hat vorgehalten. Ich fühle, daß auch ich Frau von Heeren zusage, und wäre sie nicht oft so leidend, daß sie niemand bis auf ihre Kammerfrau um sich sehen kann, so bliebe mir wirklich nichts zu wünschen übrig.

So aber bin ich viel auf mich angewiesen und verbringe manch einsame Stunde, die ich mit Lesen und meinen schwachen Talenten nicht genügend ausfüllen kann. Ich sprach gestern mit Frau von Heeren darüber und bat sie, mir im Hause mehr Beschäftigung zu geben. Doch das wird schwer zu machen sein. Das Dienstpersonal — Wirtschaftsmamsell, Köchin, Jungfer und Diener — ist schon so viele Jahre im Hause, daß es mich leicht als Eindringling in seine Rechte ansehen könnte.

„Gedulden Sie sich noch ein paar Tage, liebe Marianne," sagte Frau von Heeren etwas später; (sie nennt mich beim Vornamen, was mir ein heimatliches Gefühl gibt) „mein Sohn kehrt Ende des Monats zurück und wird gewiß bei seinen schriftlichen Arbeiten eine Hilfe gebrauchen können."

„Schriftstellert Herr von Heeren?" fragte ich überrascht. „Er schreibt nach jeder Reise seine Erlebnisse und Eindrücke nieder," gab mir Frau von Heeren zur Antwort. „Ich hoffe und wünsche sehr, daß er diese interessanten Aufzeichnungen später einmal veröffentlicht. Jedenfalls denke ich, wird es ihm lieb sein, eine ständige Sekretärin im Hause zu haben," fügte sie dann noch freundlich hinzu.

So beschäftige ich mich so gut es geht und warte. Hoffentlich ist Herr von Heeren, wenn er erst da ist, mit den Plänen seiner Mutter einverstanden. Denn — im Vertrauen, mein Liebling, die vielen Stunden des Alleinseins wirken nicht günstig auf mein gesamtes Befinden. Die Dame Erinnerung fängt an, sich einen zu breiten Spielraum in meinem Denkvermögen anzumaßen und ich will nicht — nein, ich will nicht unterliegen. Es soll und muß alles, alles vergessen sein. Ich habe ein neues Leben begonnen — die alte Marianne ist tot!

In Treuen

Deine Marianne.

W., den 14. April 19..

Meine beste Freundin!

Ich danke Dir für Deinen lieben Brief. Er war mir nicht nur ein erneuter Beweis Deiner Freundschaft, nein, er gab mir viel, viel mehr, nämlich Ruhe und Frieden. Ich will Dir folgen, meine geliebte Freundin, das verspreche ich Dir. Sollten mich je wieder die dunklen Schatten der Vergangenheit beunruhigen, dann will ich es so machen, wie Du mir rätst. Ich will mich bemühen, an dem Glauben festzuhalten, daß eine höhere Macht unsere Geschicke leitet und alles, selbst das Leid, zu unserm besten wendet!

Inzwischen hat sich mein Leben hier auch wesentlich geändert. Herr von Heeren ist Ende März eingetroffen und mit ihm eine Reihe abwechslungsreicher Tage und Stunden. Du möchtest nun gewiß gern hören, was für ein Mann Herr von Heeren ist. Ja, liebste Hilde, das ist nicht mit wenigen Worten gesagt. Über sein Äußeres kann man sich kurz fassen. Er ist ein hoher, kräftig gebauter Mann, gegen Ende der Dreißig, mit unschönen Gesichtszügen. Doch verliert sich dieser Eindruck immer mehr, wenn man ihn sprechen sieht und hört. Das scharf geschnittene Antlitz bekommt dann durch den lebhaften, wechselnden Ausdruck der Augen etwas ungemein Interessantes und sein tiefes, volles Organ hat einen angenehmen Klang.

Trotzdem gestehe ich Dir offen, es wäre mir lieber gewesen, ich wäre mit Frau von Heeren allein geblieben. Der Sohn gleicht seiner liebenswürdigen Mutter im Wesen durchaus nicht. Er hat mir gegenüber eine so kühle, zurückhaltende Art, daß es mich oft

Weihnachtsbrief von Muttern. R. Sennecke, Phot.
Auch im Osten wurde Weihnachten mit einem Tannenbäumchen im Schützengraben gefeiert.

verstimmt. Im Geiste sehe ich Dich den Kopf schütteln. Du hältst mich gewiß für eingebildet und eitel und glaubst womöglich, ich sei enttäuscht, daß sich Herr von Heeren nicht zu meinem Kavalier hergibt. Aber Du irrst; das ist es nicht. Um Gotteswillen, nichts wäre mir lästiger und unangenehmer als zu große Liebenswürdigkeit. Was mich verstimmt, das ist eine Art Nichtachtung von seiner Seite, die ich kaum näher beschreiben kann.

Er ist nun seit vierzehn Tagen hier. Wir sitzen mittags und abends stundenlang beisammen! Dann erzählt er unaufhörlich von seinen Reisen, und seine Mutter und ich hören ihm gespannt zu. Die Zeit entflieht oft nur zu schnell. Aber an all diesen Tagen hat er es noch nicht der Mühe wert gefunden, ein Gespräch mit mir anzuknüpfen, so daß ich das niederdrückende Gefühl nicht los werden kann, meine Anwesenheit sei ihm nicht nur gleichgültig — was ich leicht verschmerzen würde — sondern auch lästig. Ob Frau von Heeren etwas davon merkt, weiß ich nicht. Sie ist immer gleichmäßig freundlich zu mir und daß sie in diesen Tagen nach dreivierteljähriger Abwesenheit des Sohnes, nur Auge und Ohr für ihn hat, ist nur zu begreiflich.

Von meinem Amt als Sekretärin war bisher noch nicht die Rede. Ob unter diesen Umständen überhaupt noch etwas daraus wird, bleibt abzuwarten. Einesteils würde ich es unendlich bedauern. Herr von Heeren spricht so fesselnd, daß ich mir seine schriftlichen Schilderungen außerordentlich gehaltvoll denke. Andererseits ist mir vor diesem näheren Zusammensein etwas bange, da unsere Persönlichkeiten so gar nicht zueinander zu passen scheinen. Aber — noch ist kein Wort darüber gefallen, also will ich mich keinen überflüssigen Bedenken hingeben.

Es scheint, daß wir jetzt etwas geselliger leben werden. Gestern hörte ich, wie Frau von Heeren ihren Sohn fragte, ob sie nicht ihre Freunde zu einem kleinen Abend einladen sollte. Mir selbst liegt nicht viel daran, neue Menschen kennen zu lernen. Dazu fühle ich mich innerlich noch zu müde und wund. Ich hoffe, Frau von Heeren wird mein Trauerkleid als genügenden Grund für meine Zurückhaltung gelten lassen. Nun sind bereits fünf Monate seit dem Tode unseres geliebten Vaters vergangen! Ach, Hilde, ich habe in den letzten Tagen wieder sehr mit Heimweh gekämpft! Es ist doch nicht so leicht, das Brot der Abhängigkeit zu essen! Auch dazu muß man besondere Eigenschaften haben und ich fürchte — Deine Freundin hat solche nicht!

Von den Meinen höre ich, gottlob, nur Gutes. Fritz und Ilse scheinen sehr fleißig zu sein und dabei ihr möglichstes zu tun, um die liebe Mutter aufzuheitern. Natürlich schreibe ich ihr auch nur Erfreuliches. Nie, nie sollen sie erfahren, wie schwer es mir oft ums Herz ist. Sie hat schon genug zu tragen, die arme Mama, und ich — ich habe doch Dich, mein zweites Gewissen, meine treue Freundin. Du allein darfst in meinem Innern lesen, sollst immer wissen, wie es mir ums Herz ist!

Gib bald wieder Nachricht

Deiner Marianne.

W., den 15. Mai 19..

Recht hast Du, meine liebe Hilde, daß Du mich ob meines Kleinmuts schiltst! Nachdem mein Brief an Dich abgegangen, machte ich mir gleich Vorwürfe, daß ich, einer augenblicklichen Stimmung nachgebend, Bedenken und Zweifel ausgesprochen, die Dich womöglich beunruhigen und Dir eine falsche Vorstellung meines jetzigen Ichs geben mußten.

Du hast, wie immer, recht. Warst Du doch immer die Besonnenere von uns beiden! Nur gar zu leicht lebe ich mich in Gedanken und Lagen hinein, die der Wahrheit gar nicht entsprechen, oder zum mindesten einer falschen Auffassung unterliegen. So gestehe ich reumütig, daß ich mich wieder einmal in eine Idee hineinverannte, die sich nachträglich als gänzlich eingebildet herausstellte.

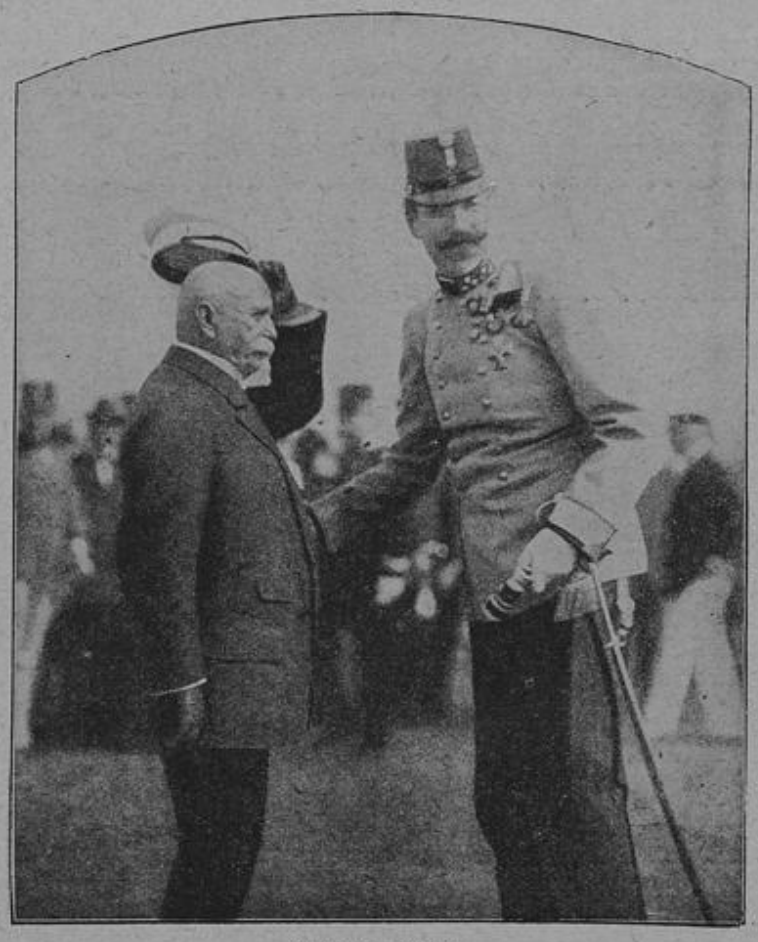
Einige Tage, nachdem ich Dir geschrieben, machte Frau von Heeren nach dem Essen beim Kaffee ihrem Sohne den Vorschlag, mich als Sekretärin zu verwenden. Ich versichere Dir, ich war auf die Antwort mehr als gespannt. Im Augenblick beschlich mich das Gefühl, daß, wenn sie verneinend lauten sollte, meines Bleibens hier im Hause eine Unmöglichkeit sein würde. Bildete ich mir doch ein, Herr von Heeren könne mich nicht leiden und sein Wesen mir gegenüber müßte mit der Zeit auch der Freundlichkeit seiner Mutter Eintrag tun.

Du kannst Dir daher mein Erstaunen, oder richtiger gesagt, meine Freude vorstellen, als Herr von Heeren die Idee seiner Mutter sofort aufgriff und mich in zuvorkommender Weise fragte, ob ich auch damit einverstanden wäre. Ich war im ersten Augenblicke so überrascht, daß ich mich wie ein kleines Schulmädchen benahm. Ich fühlte, wie ich errötete, stotterte etwas von sich Mühe geben wollen und Gewissenhaftigkeit und erklärte mich sofort bereit, mein Amt anzutreten.

Frau von Heeren sprach den Wunsch aus, daß die Nachmittags- und Abendstunden ihr gehören sollten; des vormittags muß sie meist lange das Bett hüten, da kann sie mich leicht entbehren. Wir vereinbarten nun, daß ich täglich einige Vormittagsstunden Herrn von Heeren zur Verfügung stehen soll.

Heute sind es nun schon über vierzehn Tage, daß ich mein neues Amt ausübe. Hilde, wie froh und glücklich bin ich, daß der Zufall — oder soll ich sagen ein gütiges Geschick — mich in dieses Haus geführt! Ich fand nicht nur ein Heim bei feinen gebildeten Menschen, nein — eine neue Welt wird mir hier erschlossen, und mit Begeisterung und Entzücken nehme ich alles in mich auf. Wie eng und begrenzt war doch bisher mein geistiger Gesichtskreis!

Wenn Herr von Heeren mir nicht diktiert oder mich schon Aufgezeichnetes abschreiben läßt, so besichtigen wir oft zusammen eine Sammlung Bilder, die er selbst im Laufe der Jahre aufgenommen und die ein beredtes Zeugnis seiner großzügigen Auffassungsgabe sind. Bald befinden wir uns dann in Indien, bald in Japan, bald treiben wir uns verkleidet in den chinesischen Vierteln umher, bald sitzen wir träumend an den Ufern des Nils. Aber — wo es auch sei — welchen Weltteil wir auch durchqueren, diese geistvolle Sprache, dieses verständnisvolle Eindringen in den Volksgeist der verschiedenen Länder — alles dies gibt immer wieder Zeugnis davon, daß ein besonderer Mensch sich das Ganze zu eigen macht.



Erzherzog Eugen,
der neue Oberkommandierende der Armee gegen die Serben, mit dem Grafen Zeppelin.

Im Geist sehe ich Dich lächeln, sehe sogar, wie es spöttisch um Deine Mundwinkel zuckt! Du denkst an meinen letzten Brief — und nun diese Begeisterung! Ich gestehe Dir, meine Teuere, ich bin mir selbst ein Rätsel. Nie, nie hätte ich geglaubt, daß dieser Mann mich so für sich einnehmen könnte! Aber — verstehe mich ja nicht falsch! Denke nicht, daß meine Begeisterung irgendwelchen persönlichen Charakter trägt. Herr von Heeren und ich stehen uns rein freundschaftlich gegenüber. Er ist in den Stunden unseres gemeinsamen Arbeitens ganz aus seiner Zurückhaltung herausgetreten; noch weiß ich nicht, weshalb er mir in der ersten Zeit so sonderbar begegnete. Doch im übrigen glaube ich, ist es ihm ganz gleichgültig, welchem Geschlecht ich angehöre. Und das ist mir gerade recht. Würde er mir jetzt mehr Aufmerksamkeit erweisen als sie seiner Sekretärin und Hausgenossin zukäme, so wäre mir das ebenso unangenehm wie seine vorherige kühle Nichtachtung. Ich bin für schöne Redensarten und übertriebene Höflichkeitsbezeugungen nicht mehr empfänglich; deren hatte ich genug, als ich noch die Tochter meines angesehenen Vaters war. Ich habe mein Lehrgeld bezahlt — daß es mich manche bittere Stunde gekostet, will ich nicht leugnen — aber nun will ich auch nichts mehr davon wissen. Ich bin jetzt ein Mensch, der im Leben

steht, der sein eigenes Schicksal in die Hand genommen und als solcher geachtet und wohl auch beachtet sein, der aber auch alles vermeiden will, was zu seelischen Zerwürfnissen führen könnte! Damit habe ich abgeschlossen.

Der Verkehr im Hause ist seit Herrn von Heerens Rückkehr ein viel lebhafterer geworden. Dazu kommt, daß sich verschiedene Verwandte und Freunde der Familie zur Kur hier aufhalten. Unter diesen häufigen Gästen befindet sich ein Onkel Frau von Heerens, Exzellenz von Bente, ein liebenswürdiger alter Herr, der mir besonders gut gefällt. Natürlich beruht das ein wenig auf Gegenseitigkeit. Er verkehrt mit mir in solch väterlicher und dabei ritterlicher Weise, daß es ihm bald gelang, meine Zuneigung zu gewinnen.

Frau von Heeren neckte mich kürzlich mit meinem alten Verehrer und meinte dann scherzend, ein junger würde mir wohl lieber sein. Als ich lachend Protest einlegte, sah sie mich einen Augenblick prüfend an und sagte dann: „Sie sind noch jung, liebes Kind; zu Ihnen kann das Glück noch kommen."

„Ach, gnädige Frau," erwiderte ich, „die Jugend glaubt nur ein Anrecht auf Glück zu haben, aber an wie Vielen geht es vorüber, ohne sie auch nur zu streifen."

Frau von Heeren schüttelte den Kopf.

„Das glaube ich nicht. Einmal im Leben tritt das Glück wohl an jeden heran, nur, daß wir Menschen oft erst zu spät wissen und fühlen, was eigentlich unser Glück ausmacht."

Das Gespräch wurde in der Dämmerung auf der Gartenterrasse geführt. Die milde Luft des Frühlingsabends umwehte uns, und der süße Duft des Flieders nahm fast betäubend die Sinne gefangen. Träumend saßen wir eine Weile stumm nebeneinander, jedes seinen Gedanken nachhängend, als in der Tür des Speisesaals, die auf die Terrasse führte, Herr von Heeren erschien.

„Guten Abend," sagte er heiteren Tones. „Ich glaubte schon, der Diener hätte sich geirrt, als er mir sagte, die Damen befänden sich hier. Darf ich fragen, weshalb man so schweigsam ist?"

Bei diesen Worten beugte er sich ritterlich über die Hand seiner Mutter und begrüßte mich dann freundlich.

„Wir sprachen vom Glück mein Sohn," erwiderte Frau von Heeren; „und darüber sind wir ins Träumen gekommen".

Herr von Heeren sah uns mißbilligend an.

„Vom Glück darf man überhaupt nicht sprechen. Wer kann auch wissen, was das Glück des andern ausmacht? Und wer wäre so vermessen, laut einzugestehen, daß er glücklich sei? Müßte er nicht gleich den Neid und die Rache der Götter befürchten?"

„Sie sind so abergläubisch, Herr von Heeren," warf ich scherzend ein.

„Nicht mehr und nicht weniger als andere Menschen," entgegnete er. „Ich kehre mich weder an die gefürchtete 13, noch nehme ich Anstand, an einem Freitag irgend etwas zu unternehmen. Aber, — je älter man wird, desto mehr fühlt man, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, die wir nicht nur nicht begreifen, sondern an die wir auch nicht rühren dürfen, und zu diesen gehören die Stimmungen der Seele, die uns ein ewiges Geheimnis sind und bleiben werden. Fortuna ist eine launische Göttin. Sie verläßt uns bald, wenn wir uns ihres Besitzes zu sehr rühmen. Darum — wer sein Glück gefunden, der hüte schweigend seinen Schatz!"

Die Worte klangen eigentümlich, fast schmerzlich. Sollte er aus Erfahrung gesprochen haben?

Der Diener meldete, daß das Abendessen angerichtet sei, und damit nahm das Gespräch eine andere Wendung.

Bei Tisch kam Herr von Heeren auf den Herrenabend zu sprechen, den er in den nächsten Tagen geben wollte und bat seine Mutter, wenigstens bei Tisch anwesend zu sein. Frau von Heeren willigte ein und sich an mich wendend sagte sie:

„Sie, mein liebes Kind, müssen mir dann helfen, die Herren ein wenig zu unterhalten."

Noch ehe ich eine Antwort geben konnte, sprach ihr Sohn ruhigen Tones:

„Ich denke, Fräulein Bode wird es lieber sein, geselligen Veranstaltungen fern zu bleiben. In Trauerkleidern fühlt man sich in heiterem Kreise nicht am Platze."

Ich stimmte natürlich sofort zu und bat Frau von Heeren, mich für den Abend zu beurlauben. Aber — soll ich's Dir gestehen — es ärgerte mich doch ein wenig, daß Herr von Heeren so ungefragt über mich verfügte. Ich war ja innerlich vollkommen seiner Ansicht; ich bin sogar froh, daß meine Trauer mir das Zusammentreffen mit vielen gleichgültigen Menschen erspart, und doch — traut er mir nicht so viel Feingefühl zu, daß ich von selbst das richtige gefunden, oder denkt er, meine Abhängigkeit gestatte mir nicht, selbständig zu handeln? Da kennt er mich schlecht. Aber — woher sollte er mich auch kennen?

Eben merke ich, daß es bereits Mitternacht geschlagen. Da ist es Zeit, diese lange Epistel zu schließen. Ich grüße Dich, meine Getreue, viele Male. Welch ein Segen, einen Menschen zu besitzen, dem man alles, was einen bedrückt, sagen kann!

Deine Marianne.

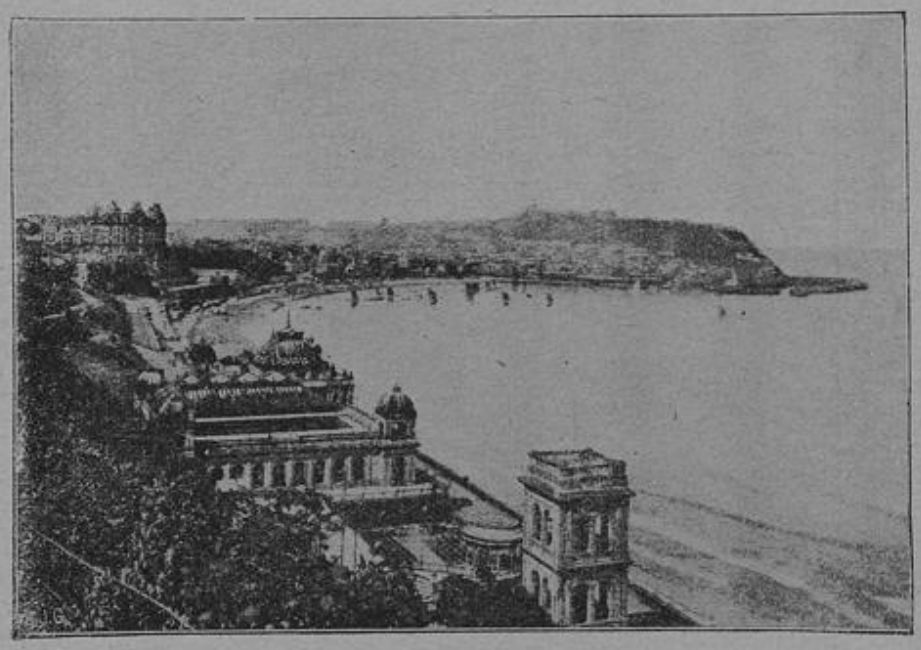
(Fortsetzung folgt.)

Blinde Passagiere auf Ozeandampfern.

Von O. Nautilus.

(Nachdruck verboten.)

Es kommt viel häufiger vor, als man meint, daß sich sogenannte „blinde Passagiere" auf den großen Dampfern aller Linien und aller Nationen einschmuggeln. Vorwiegend ist es auf der Reise nach Amerika der Fall, da eine solche heutzutage mit den Schnelldampfern in fünf bis sechs Tagen zurückgelegt werden kann und der Zwang, sich verborgen zu halten, nicht gar zu lange dauert. Aber auch nach bedeutend ferner liegenden Weltgegenden kommen solche Dinge vor, nur mit dem Unterschiede, daß diese Passagiere immer entdeckt werden, während es einem findigen Kopf auf der Amerikatour trotz der strenger und strenger werdenden Kontrolle gelingen kann, mal unentdeckt durchzuschlüpfen.



Die Südseite der Befestigungen von Scarborough.

Oft sind es Leute, die aus sehr dringenden Gründen eine derartige Reise machen müssen und entweder nicht genügend Reisegeld besitzen, oder dieses für Ausgaben der nächsten Zukunft in dem fremden Lande retten wollen, meistens sind es aber arme Schelme, die da draußen ihr Glück versuchen wollen und überhaupt kein Reisegeld besitzen.

Wenn solche Leute es verstanden haben, sich vorher des Schutzes der Schiffsmannschaft zu versichern, dann kommen sie ziemlich sicher unentdeckt an das Reiseziel an, denn „Jan Maat" hat im Durchschnitt ein weiches, warmes Herz, und es macht ihm hinterher auch ein Bombenvergnügen, seinem Kapitän und den Offizieren ein Schnippchen zu schlagen, denn — er ist Gemütsmensch! — Außerdem ist der Matrose im Durchschnitt immer gerne bereit, dem Hilfsbedürftigen beizustehen, ohne dabei zu fragen, ob dieser es wert ist oder nicht.

In solchen Fällen also, wo er Helfershelfer hat, hält sich der „blinde Passagier" am Tage in seinem ihm von den Blaujacken zugewiesenen Schlupfwinkel auf und erst bei vollkommener Dunkelheit kommt er zum Vorschein, um sich Bewegung zu machen, frische Luft zu schöpfen und von seinen Beschützern zunächst warmes Essen und ferner die nötigen Lebensmittel für den folgenden Tag in Empfang zu nehmen.

Wird er entdeckt, und kann sich durch seine Papiere gut ausweisen, dann kann es auch noch unter Umständen gut abgehen. Der Kapitän muß es natürlich im Ankunftshafen melden, aber wenn der „Gratisreisende" unterwegs die ihm aufgetragenen Arbeiten — denn arbeiten muß er unter allen Umständen —, gut und willig verrichtet hat, dann legt wohl der „Gestrenge" für ihn ein gutes Wort ein und es geht vielleicht noch alles gut ab.

Ganz anders liegt die Sache natürlich, wenn man es vielleicht mit einem Verbrecher zu tun hat, der irgend etwas Schweres auf dem „Kerbholze" hat. Der wird drüben dann gleich warm empfangen! —

Aber es gibt noch eine andere Art von Einschmugglern, und von diesen möchte ich heute den freundlichen Lesern einen Fall aus meiner Seemannslaufbahn in jungen Tagen erzählen, der mir besonders gut erinnerlich ist. Wiewohl die Sache einen sehr ernsten Hintergrund hatte, entbehrte sie doch nicht eines humorvollen Anstriches; denn der Held dieser Begebenheit hatte sich ganz auf sich selbst und seine unerhörte Frechheit verlassen. Ich könnte für diesen Fall die Überschrift wählen:

„Ich muß mit!"

„Können Sie mir nicht sagen, wo der „erste Offizier" ist und wie er heißt?" fragte mich ein feingekleideter, etwa zweiundzwanzigjähriger junger Mann, als ich auf dem im Hafen von Neuyork liegenden Dampfer „Indiapolis" am Tage vor der Abfahrt nach Europa an der Landungsbrücke Wache stand.

Sein Gesicht war von Pockennarben ganz zerrissen und machte mit seinen kleinen listigen, unverschämt dreinblickenden Augen keinen angenehmen Eindruck; sonst trat er aber ganz höflich auf.

„Jawohl," erwiderte ich also; „dort steht er. Sein Name ist Fermor."

Der Offizier stand ganz in unserer Nähe.

Mit wenigen Schritten stand der Fremde auch schon vor dem Offizier, lüftete mit aller Grazie den Hut, stellte sich unter dem Namen „Schwippmann" vor und bat Herrn Fermor, ihn in einer dringenden Angelegenheit einige Minuten anzuhören, was der wirklich liebenswürdige auch bereitwillig zusagte.

„Ich habe," so begann Schwippmann, „wenn ich auch nicht in Hamburg geboren bin, doch lange Zeit bei meiner dort wohnenden reichen Tante gelebt und bin vor einigen Jahren hierher nach den Vereinigten Staaten ausgewandert. Diese Tante ist nun gestorben und hat mir eine namhafte Summe vermacht. Um dieses Geld wollen mich nun die anderen in Hamburg lebenden Verwandten und Erben bringen; besonders diejenigen, die nicht mit einem Erbteil bedacht worden sind. Sie werden auch ihr Ziel erreichen, wenn es mir nicht rechtzeitig gelingt, den Schutz der Gerichte in Anspruch zu nehmen."

Bei diesen Worten zog er mehrere Briefe aus der Tasche und begann, Fermor die ihm wichtigen Stellen vorzulesen, was dieser aber mit der höflichen Bemerkung abwies, daß es ihm aufs Wort auch ohne diese Beweise glauben wollte.

Blick auf Whitby, mit der historischen Abtei.

Ohne Zweifel müssen Sie nach Europa hinüber, und zwar je schneller, je besser," erwiderte er noch.

„Nicht wahr? Sie sind ganz derselben Meinung; das freut mich," antwortete Schwippmann. „Aber das Ding hat noch einen bösen Haken. Ich bin nämlich leider in dem strengen, langen Winter mehrfach ohne Beschäftigung bzw. ohne Verdienst gewesen und meine Ersparnisse sind nahezu leider aufgezehrt. Es bleibt mir also nichts weiter übrig, als mich hinüberzuarbeiten. Und daher bitte ich Sie nun dringend, mich als „Überarbeiter" ohne irgend welche Bezahlung mitzunehmen, denn ich muß hinüber nach Hamburg, ich muß mit."

„Gern, sehr gern hätte ich ihren Wunsch erfüllt, Herr Schwippmann, und Sie unter dieser Bedingung mitgenommen, wenn Sie nur schon gestern gekommen wären," antwortete Fermor. „Aber wir haben eben schon gestern das noch fehlende Personal vollzählig ergänzt und angemustert."

„Das hilft aber nichts, mein Herr, ich muß eben mit," erwiderte der Fremde.

„Tut mir leid, ist aber ganz unmöglich," war die Antwort.

„Aber ich muß ja mit. Sie können doch nicht wollen, daß ich ein Vermögen verliere?" entgegnete der Fremde.

„Gewiß nicht; ich bin aber nicht in der Lage, Ihnen helfen zu können, wie ich Ihnen schon gesagt habe. Entschuldigen Sie mich, die Pflicht ruft. Morgen früh um acht Uhr gehen wir in See, und es ist noch viel zu tun. Ich wünsche Ihnen das beste und einen guten Morgen." Mit diesen Worten verbeugte sich der erste Offizier leicht und ging.

Schwippmann aber sagte nur noch: „Und ich sage Ihnen, ich muß mit." Dann ging auch er davon.

Am andern Morgen von sechs Uhr an fuhren unter den lustigen Klängen der Schiffskapelle die Passagiere heran. Jene, welche die erste Kajüte bewohnten, stiegen mitschiffs eine Brücke herauf, die geradeaus nach dem Hoch- und Promenadendeck führte; die Fahrgäste des zweiten Salons, der am Hinterteil des Schiffes lag, bestiegen eine dort vorhandene Landungsbrücke und die Zwischendeckspassagiere gingen vorne über das tiefer gelegene Hauptdeck.

Während an den beiden Brücken für die Kajütspassagiere Unteroffiziere, Offiziere und die Oberstewards (Oberkellner) die Honneurs machten, standen auf dem Vorderdeck an der Landungsbrücke der erste Zahlmeister mit seinen Unterzahlmeistern, um von diesen Passagieren sogleich die Fahrkarten sich vorzeigen zu lassen. Endgültig abgenommen wurden sie erst auf hoher See, wenn der Lotse bereits das Schiff verlassen hatte.

Alles ging soweit glatt vonstatten, und während die vom Generalagenten der betreffenden Schiffahrtsgesellschaft am Lande aufgestellte und unsere auf dem Promenadendeck stehende Kapelle gemeinsam das schöne „Deutschland, Deutschland über alles" spielten, setzte sich die „Indiapolis" in Bewegung.

* * *

Die Barre bei Sandy-Hook an der Mündung des Hudsonstromes lag hinter uns; der Lotse hatte das Schiff verlassen und die beiden Zahlmeister begannen — bei den Zwischendeckern zuerst — die Fahrkarten abzunehmen.

Ich wollte gerade nach der Kommandobrücke gehen, als plötzlich, wie aus dem Deck herausgewachsen, Herr Schwippmann mit seinem unangenehmen Gesichte vor mir stand und mich höflich bat, ihn zum ersten Offizier, Herrn Fermor, zu führen.

Aha, dachte ich; der Junge hat also doch noch Geld genug zu einer Fahrkarte gehabt und nur versucht, die Überfahrt so billig wie möglich zu machen, und will das Herrn Fermor jetzt mitteilen.

Bei diesem angekommen, begrüßte er ihn artig und sagte: „Sie sehen, Herr Fermor, ich bin zur Stelle und gern bereit, leichte Arbeiten zu übernehmen."

Fermor besann sich einen Augenblick, dann erinnerte er sich der Unterredung am vorhergehenden Tage und sagte unwillig: „Aber ich habe Ihnen doch ausdrücklich gesagt, ich kann Sie nicht mitnehmen. Und nun sind Sie doch da?"

„Gewiß, das stimmt. Aber ich habe Ihnen darauf auch erwidert: „Ich muß mit", entgegnete der andere.

„Ob Sie müssen oder nicht, Herr, darauf kommt es hier gar nicht an, sondern einfach darauf, daß ich Ihnen klar gesagt habe, ich kann Sie nicht mitnehmen, weil alle Arbeitsplätze bereits besetzt sind," fuhr Fermor zornig werdend fort.

„Allright, und ich habe Ihnen gesagt, ich muß mit, und damit ist die Sache erledigt, denke ich," erwiderte Schwippmann so ruhig, daß es schon mehr frech klang.

Das ging denn doch unserm gutmütigen Fermor gegen den Wind, und wütend rief er: „Die Sache ist damit gar nicht erledigt. Sie werden für Ihre bodenlose Unverschämtheit beim Koch die Kessel putzen usw.; und in Hamburg werde ich Sie wegen Einschleichens verhaften lassen."

„Das können Sie getrost tun," sagte Schwippmann. „Die Hauptsache ist, daß ich nach Hamburg gelange. Und die Kessel putze ich auch nicht; ich werde Sie wegen Mißhandlung verklagen, wenn Sie von mir Arbeiten verlangen, die über meine Kräfte gehen," entgegnete er frech.

Schwippmann wurde nun sogleich zum ersten Koch gebracht und hatte es der Gutmütigkeit und Leichtgläubigkeit dieses biederen Mannes zu danken, wenn er während der Reise nur Kartoffeln schälen mußte.

* * *

Schon in der ersten Nacht tauchte der begründete Verdacht auf, daß Schwippmann ein sogenannter „schwerer Junge" wäre; denn als er in dem Schlaflogis, wo er schlafen sollte, die anderen eingeschlafen glaubte, erhob er sich leise, kleidete sich wieder an,

nahm aus einem kleinen, höchst eleganten Koffer verschiedene kleine Pakete und begab sich damit an Deck. Er war aber doch beobachtet worden und einer der Stewards (Kellner), ein smarter (d. h. heller), schlich ihm in der tiefen Dunkelheit nach und sah, wie der Fremde sich nach dem Promenadendeck der zweiten Kajüte begab. Dort hatte er mit einer Dame eine längere Unterredung, von der er merkwürdigerweise ohne jene Pakete etwa nach einer Stunde zu seiner Schlafstätte zurückkehrte. Dieses Manöver wiederholte sich fast in jeder Nacht. Der Steward erkannte auch die Dame am Tage an ihrer Stimme und Figur wieder; sie hatte ein merkwürdig raffiniertes Gesicht und war unzweifelhaft eine schlechte Person. Das mußte auch den anderen Passagieren aufgefallen sein, denn trotzdem man an Bord nicht gerade wählerisch in seinem Umgang ist, wenigstens nicht so, wie am Lande — verkehrte doch fast niemand mit ihr.

Auch dem Oberkoch versuchte Schwippmann die Erbschaftsgeschichte aufzubinden, was ihm leider auch völlig gelang. Ja, er wußte den Vertrauensseligen so zu bereden, daß der Koch sich erbot, ihm behilflich zu sein, das Schiff schon in Brunsbüttel zu verlassen und somit der heiligen Hermandad (der Polizei) zu entwischen. Die Koffer sollte der Koch in seiner eigenen Kabine aufheben. Später wollte man sich in Hamburg treffen, und der Koch sollte jetzt sofort dreihundert Mark vorstrecken, was dem Mann ein leichtes war, damit Schwippmann sich in Hamburg sofort einen Advokaten nehmen und seine Erbschaftsansprüche zu einem schnellen und sicheren Ende bringen könnte. Dafür wollte er dem Koch notariell tausend Mark zusichern und das Darlehn noch extra zurückzahlen.

Auf des Oberkochs Frage, wie er denn eigentlich an Bord gekommen wäre, erzählte er listig lächelnd und frechen Tones, er wäre, in jeder Hand einen seiner feinen kleinen Schlangenlederkoffer, dreist nach dem Hochdeck gegangen, und niemand hätte ihn aufgehalten. Dann hätte er sich so unauffällig als möglich nach dem Zwischendeck begeben und getan, als wenn er sich nur diese Räume mal ansehen wollte. Als dann aber die Fahrkarten abgenommen worden wären, habe er sich beim „ersten Offizier" gemeldet.

Das war ja nun alles ganz fein ausgeklügelt und bisher auch durchgeführt worden; allein in Brunsbüttel wurde ihm unverhofft ein Strich durch die Rechnung gemacht; denn die „Indianapolis" durfte der Cholera wegen nicht nach Hamburg hinaufdampfen; so kam es, daß der erste Offizier schon in Brunsbüttel sofort die Anzeige machte, als das Polizeiboot an das Schiff kam.

Wie erstaunte aber Schwippmann, als ein Herr in Zivilkleidung auf ihn zutrat, ihm eine Photographie vor die Augen hielt, mit der er eine verzweifelte Ähnlichkeit hatte, und zu ihm sagte: „Nun, Mister Heideck, glücklich angelangt mit Ihrer Dame? Sie werden mit dem nächsten Schiffe nach dem Schauplatz Ihrer traurigen Heldentaten, nach Boston, über Neuyork zurückkehren. Leugnen hilft Ihnen hier nichts; wir haben bereits die Brillanten in dem Koffer der Miß Joe gefunden."

Selbstverständlich leugnete Schwippmann hartnäckig. Das half ihm aber nichts. Es wurden ihm eiserne Manschetten angelegt, dann wurde er mit seiner Helfershelferin zunächst nach Hamburg befördert und dort festgesetzt.

Die beiden hatten nämlich etwa vierzehn Tage vor ihrer Abreise von Amerika in Boston einen äußerst verwegenen Diebstahl von Brillanten ausgeführt und sich dann auf Umwegen nach Neuyork begeben. Heideck hatte sich aber gefürchtet, für sich eine Fahrkarte zu lösen, weil er mit Recht annahm, er sei auf allen Schiffsbureaus bereits gemeldet. Seine Helferin hatte es gewagt, auf einen gefälschten Paß hin, sich ein Billett zu lösen.

Beide wurden nun etwa vier Wochen später nach Neuyork zurückbefördert.

Bei uns hatte Schwippmann-Heideck gesagt: „Ich muß mit". Auf der „Columbia" sagte der inzwischen von Neuyork eingetroffene Detektiv: „Sie müssen mit". Ein meilenweiter Unterschied.

Und wär's der Tod.

Und wär's der Tod — wir wollen ihn begrüßen
Wie einen Bruder aus dem Heimatland —
Wir wollen fest den Ring der Treue schließen,
Stehn — oder fallen für das Vaterland.

Und wär's der Tod — wir wollen tapfer streiten
Wie Heldensöhne, die der Väter wert,
Wir wollen unserm Deutschland neu bereiten
Des Friedens Heil am heimatlichen Herd.

So steig' empor aus unserer Liebe Gluten
Du heil'ger Kampf, nach dem die Herzen schrei'n!
Und laßt uns, bei der Todeswunde Bluten,
Des neuen Sieges ewig würdig sein.

Jos. Lichtenberg.

Die Drei-Königs-Zusammenkunft in Malmö.
Links: König Christian X. von Dänemark; rechts: König Haakon VII. von Norwegen; in der Mitte: König Gustav V. von Schweden.

Muggel.

Skizze von Ilse E. Tromm.

(Nachdruck verboten.)

In den ersten Tagen der Mobilmachung sah man es auch dem Muggel an, daß er, wie alle Menschen von jener unerträglichen fieberhaften Spannung erfüllt war, die die sich drängenden Ereignisse heraufbeschworen. Er lief trotz der glühenden Hitze in seinem dicken Wintermantel herum, den er in Ermangelung eines Rockes trug und horchte überall nach politischen Neuigkeiten aus, die er dann schleunigst weiter zu verbreiten trachtete. Er mußte gerade einen Tennisplatz reinigen. Noch bevor er die Arbeit vollbracht hatte, kamen die Spieler, bei denen Muggel in gutem Ansehen stand, teils seiner ehrlichen Augen, teils seiner Originalität willen.

„Nun, Muggel, was hältst du denn vom Krieg?" fragte ihn Assessor Bachmann.

„Ich — Herr Assesser — — ? dat et wirklich un wahrhaftig losgeht. Aber dat sag ich, et is mich ganz egal — mich halte keine zehn Pferde hier. Ich zieh mit in't Feld . . ."

„Recht so, Muggel. Majestät wird sich freuen, wenn er dich in der Front weiß. Sag' mal, warst du überhaupt Soldat?"

Über Muggels gutmütiges struppiges Gesicht ging ein verlegener Zug. Er stemmte den Besen unter den zerrissenen Ärmel seines Mantels.

„E nä — Herr Assesser — Soldat bin ich ja g'rad nich gewese — — aber schieße kann ich doch, wenn't sein muß. Un wenn die Franzose komme — —."

Der Assessor hatte keine Gelegenheit, Muggels Ausführungen weiter zu folgen, da einige Herrschaften begrüßend auf ihn zukamen.

Muggel begab sich wieder an seine Arbeit. Aber er tat sie nicht so gleichgültig wie bisher. Es schien ein neuer Geist über ihn gekommen. Etwas trieb ihn von innen heraus an, und in seinen Augen war ein begeistertes Aufleuchten, wenn er an den Krieg dachte.

Die Franzosen haßte er am meisten. Vielleicht aus dem Krieg 1870 und 1871 her, den er, wenn auch nicht selbst mitgemacht, so doch miterlebt hatte. Dagegen standen ihm die Engländer ferner. Er begriff es nicht, warum sie mit in die kriegerischen Ereignisse hineingezogen waren. —

Wenige Tage später meldete er sich als Kriegsfreiwilliger beim Bezirkskommando. Eine blendendweiße Tennishose schaute unter dem zerschlissenen Mantel hervor und seine äußere Erscheinung erregte allgemeine heitere Aufmerksamkeit. Ein Offizier, der im Zivilleben Akademieprofessor war, und der den Muggel von dessen Modellaufbahn her kannte, begrüßte ihn erfreut.

„Na, Muggel — du willst auch in den Krieg?"

„Jawohl, Herr Professor, Herr Leutnant wollt' ich sagen. Ich hab' mein Haus bestellt und will den Franzosen mal zeigen, was ein ordentlicher deutscher Handschlag ist. Ich werd' ihnen schon den Buckel verkeilen, darauf können Sie sich verlassen . . ."

„Gut, Muggel, ich werde dir eine Aufforderung zukommen lassen, wenn du an der Reihe bist."

Muggel schlich betrübt von dannen. Seine lodernde Begeisterung sank in nichts zusammen. Er konnte die Enttäuschung nicht verwinden, daß man ihn nicht sofort in eine Uniform gesteckt und an die Front geschickt hatte. —

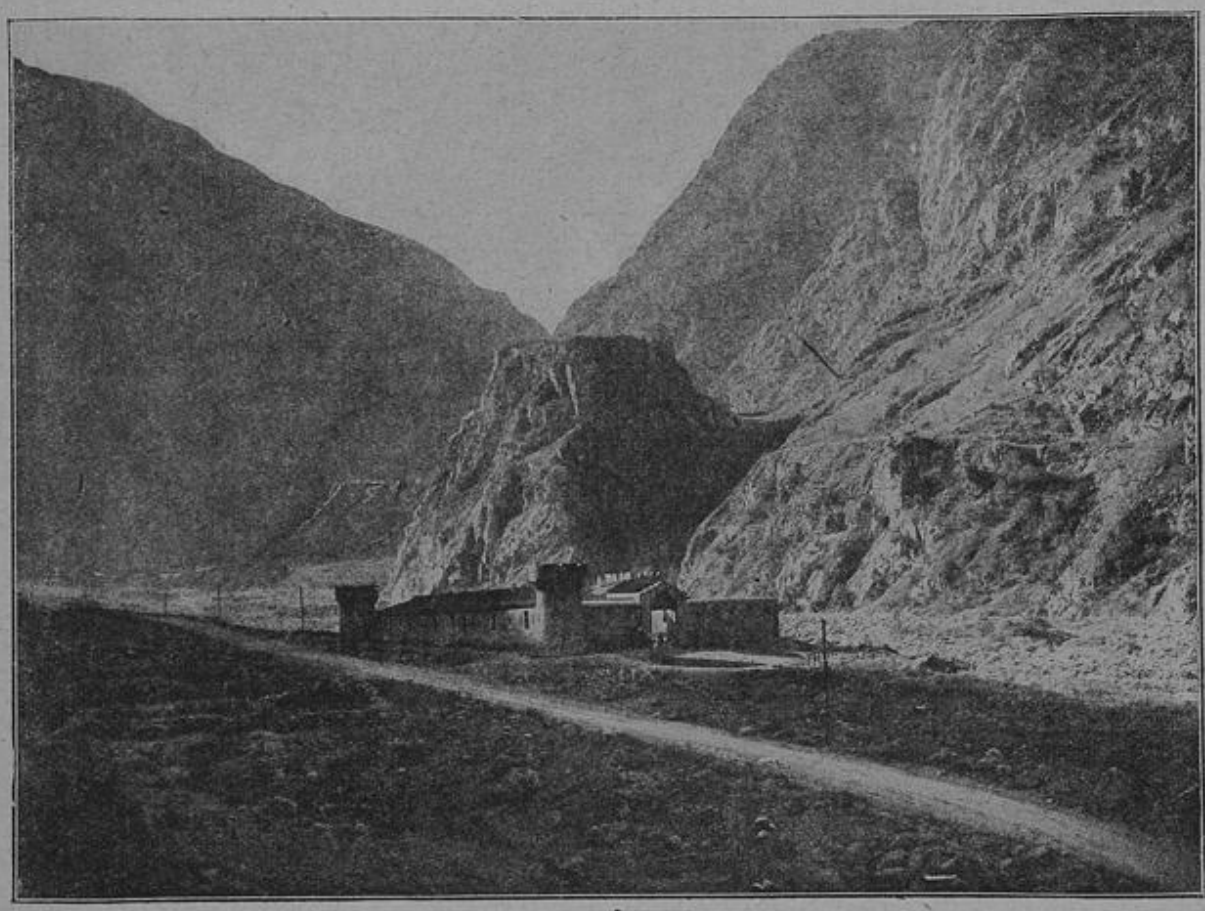
Nachdenklich fristete er sein Leben weiter, schaufelte Kohlen ein, klopfte Teppiche und verrichtete sonst noch allerlei Dinge, die ihm hier ein Mittagessen, da ein Abendbrot eintrug. Nachts kroch er in seine Feldhütte, ein uraltes, verwittertes Ding, das ihm über den Kopf zusammen zu stürzen drohte, und wenn der Herbststurm ihm vom Rhein herüber Grüße durch die breiten Bretterfugen sandte, träumte er von herrlichen Siegen, sah sich an der Spitze eines Regiments, und heimkehren als Sieger, geschmückt mit dem Eisernen Kreuz.

Aber der Herbst verging. Die ersten Schneeflocken fielen in die grauen Fluten des Rheins, in die Muggel betrübt hineinschaute, und man hatte ihn noch immer nicht gerufen. Trotzdem wartete er noch.

Mir erzählte er vor einiger Zeit, daß er sich nun endlich stellen müsse, er habe sich nochmal erkundigt — und während er wortreich über den Krieg sprach, leuchtete wieder jenes Licht in seinen Augen auf, das vergessen läßt, daß der alte Muggel wohl nie in den Krieg gehen wird.

Und dann zog er eine kleine graue Katze aus seinem Mantel heraus, strich sie zärtlich und legte sie mir vertrauungsvoll in die Arme.

Ich pflege das halbverhungerte Tierchen, das Muggel im Feld gefunden, und empfinde tiefes Mitgefühl mit ihm, weil er das Vaterland nicht verteidigen darf. —



Eine alte Festung bei Tiflis.

Was die Soldaten über den Kriegsgrund sagen.

Ein amerikanischer Kriegsberichterstatter, Herbert Bayard Swope, der sieben Wochen die deutschen Heere auf dem östlichen und westlichen Schauplatz begleitet hat, gibt in der „World" interessante Äußerungen von Soldaten der miteinander kämpfenden Armeen wieder, die er über den Kriegsgrund befragt hat. „Über die Ursachen des Krieges herrschen in den Geistern derer, die da kämpfen, sehr verschiedene Ansichten," so erzählt er. „Ich fragte einen Deutschen, wofür er kämpfe. „Für das Vaterland", antwortete er ohne Zaudern. „Ja, aber wofür kämpft denn Ihr Vaterland?" „Für die nationale Existenz", erwiderte dieser. „Wenn wir nicht siegen, dann werden wir vernichtet werden, sowohl das Land wie der Einzelne." Ich fragte einen russischen Soldaten, der mir mehr als durchschnittliche Intelligenz zu haben schien und der auch etwas reinlicher war, als es gewöhnlich die Russen sind, warum sein Land Krieg führe. „Österreich tötete Serbiens König und Serbiens Prinzen (!)", erwiderte er mir, „und jetzt will es Serbien ganz verschlucken. Die Serben sind aber unsere Brüder, und so kämpfen wir denn gegen die Österreicher. Deutschland stärkt Österreich den Rücken, weil es hofft, dann später Österreich zu verschlucken, und so kämpfen wir auch gegen die Deutschen." Ich fragte einige französische Gefangene, die im Lazarettbof von Montmedy arbeiteten, welche Gründe Frankreich in den Krieg gezogen hätten. Einer sagte mir: „Sie haben uns zwar erzählt, wir müßten Krieg führen, weil wir ein Bündnis mit Rußland haben, aber ich und meine Kameraden, wir wissen, daß wir kämpfen, um Elsaß und Lothringen zurückzuerobern." Ein Sergeant des schottischen Regiments der Gordon Highlanders, mit dem ich im Gefangenenlager zu Döberitz sprach, erwiderte mir auf meine Frage: „Uns geht es ja jetzt noch nicht an den Kragen, aber wir wissen, daß, wenn die Deutschen mit uns tun können, was sie mit Belgien taten, so werden sie uns dasselbe Schicksal bereiten. Früher oder später mußte der Krieg ja doch kommen und so mag's gut sein, daß er jetzt da ist."

Sprüche.

Leicht überschätzt der edle Mann
Das, was er selbst nicht machen kann;
Verkleinernd unter das Seine
Herabzieht's der Gemeine.

*

Nur vorwärts! frisch und frei den Blick,
Darfst ihn nicht trübe senken:
Dir ward beschieden dein Geschick,
Doch — selber kannst du's lenken.

*

Die Welt ist eitel,
Aber nur für die Eiteln.

*

Beneide nicht die Großen dieser Welt!
Der Strauch hebt sich im Sturm, die Eiche liegt gefällt.

*

Wer ein freundliches Leben liebt, der suche ein Weib, das nicht um vieles reicher sei als er, damit sie nicht etwa ihres Reichtums sich brüste. Er suche eine, die mehr durch ihre guten Werke, als durch den Wert ihres Schmuckes sich empfehle.

*

Du willst mehr scheinen als du bist?
Freund, auf die Dauer wird's nicht geh'n;
Kein Mensch kann eine läng're Frist
Auf seinen Zehenspitzen steh'n.

*

„Schuster bleib' bei deinen Leisten" — heißt nicht: du kannst nicht viel; sondern: tue das, was du ordentlich gelernt hast. Sei ein tüchtiger Mensch in deiner Arbeit und hüte dich davor, ein Dilettant zu werden.

*

Verachte keinen, den du nicht kennst. Auch das Blatt des Kaktus sieht schlecht aus, aber auf dem stacheligen Blatte wächst die Blüte schwellend in Purpur.

Ernst und Scherz.

Sprüche.

Die sich auf Faulheit legen,
Gehen einer traurigen Arbeit entgegen.

*

Ausdauer und Geduld
Gewinnen des Glückes Huld.

Die erste Türkengesandtschaft in Berlin. Die Waffenbrüderschaft der Türken und Deutschen erinnert daran, daß die erste Türkengesandtschaft in Berlin vor rund anderthalb Jahrhunderten den Zweck hatte, den König von Preußen zu seinen Waffenerfolgen zu beglückwünschen. Es war nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges, in welchem Friedrich der Große einer Welt von Feinden gegenübergestanden hatte, und niemand ohne Bewunderung für den großen König blieb, da wollte auch der Sultan dieser Bewunderung Ausdruck geben. Er schickte dem siegreichen Preußenkönig kostbare Geschenke. Am 14. November 1763 traf diese türkische Gesandtschaft in Berlin ein. Unter Führung von Achmed-Effendi, der ein feingebildeter Mann war, zog die zahlreiche Türkenschar mit Janitscharenmusik in Berlin ein, und die Berliner waren vollzählig auf den Beinen, die für sie seltsamen bunten Gestalten zu sehen. „Am Tage unseres Einzuges waren die Straßen und die Häuser dicht besetzt", so berichtet Achmed-Effendi. „Das frohe Gesicht und die Ehren, mit welchen man uns bewillkommnete und die Freundlichkeit und die Leutseligkeit, die man an den Tag legte, überstieg alle Maßen." Der Zufall wollte es, daß kurz zuvor ein reicher griechischer Kaufmann, Manduka mit Namen, mit vier Schiffen auf der Spree angekommen war, die nun in Berlin vor Anker lagen. Auch dieser ließ zum Empfang der Türken seine Schiffe mit bunten Wimpeln prächtig schmücken und veranstaltete dann zu Ehren der türkischen Gesandtschaft ein Fest, bei dem die türkische Janitscharenmusik für die musikalische Unterhaltung sorgte. Der König gab eine Festvorstellung durch die Kochsche Theatertruppe, die sich damals in Berlin aufhielt, und die Akademie der Wissenschaften trat zu einer Festsitzung zusammen, in der Achmed-Effendi festlich begrüßt wurde. Auch veranstaltete man in dieser Sitzung allerlei chemische und physikalische Experimente und, als Achmed-Effendi das Gebäude verließ, ein chemisches Kunstfeuerwerk.

Goethe über Kriegslieder. In Eckermanns „Gesprächen mit Goethe" findet sich eine Äußerung des Dichters über Kriegslieder, die gerade in unseren Tagen von besonderem Interesse ist. Am 14. März 1830 ließ sich Goethe Eckermann gegenüber folgendermaßen vernehmen:

„Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen — das wäre meine Art gewesen! Aus dem Biwak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht m e i n Leben und nicht m e i n e Sache, sondern die von Theodor K ö r n e r. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte. Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf den Nägeln brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! . . ."

Deutscher Marine-Infanterist in der neuen Winter-Kleidung.

Musen und Grazien haben in der Mark allezeit eine Stätte gefunden, selbst im sogenannten finsteren Mittelalter. Der Askanier Otto IV. galt als Minnesänger, und die Hohenzollern waren schon im Zeitalter der Reformation Pfleger der Gesangskunst. Das Hohenzollernmuseum bewahrt noch heute die Laute der Kurfürstin Elisabeth, Gemahlin Joachims I.; Joachim II. ließ von türkischen Spielleuten die erste Janitscharenmusik, die jemals in nordischen Landen erklang, in Berlin aufführen und richtete später ein Musikorchester ein. Auch in Ostpreußen wurde die Musik durch Herzog Albrecht, den Hohenzollernherzog, treulich gepflegt. Er selbst komponierte mehrere Lieder; er förderte den Kirchengesang und berief den als Liederdichter bekannten P. Speratus nach Königsberg. Die Hohenzollern haben also überall, wohin sie kamen, die schönen Künste gepflegt, sowohl in der Mark, als auch im fernen Ostpreußen.

Schweres Leid. Vor einem Hause steht ein kleines Mädchen und heult zum Gotterbarmen. Ein mitleidiger Herr fragt, was denn geschehen sei. Das Kind kann vor Schluchzen nicht sprechen, es heult nur immer lauter. Nach und nach hat sich eine ganze Menschenmenge um das Kind versammelt. Alle sind gespannt, was für ein Unglück dem armen Wurm widerfahren ist, schon gehen die gräßlichsten Gerüchte von Mund zu Mund. Schließlich kann das heulende Mädchen denn doch ein paar Worte herausbringen: „Der Junge von nebenan," schluchzte es, „der hat gesagt, ich wäre schuld am Kriege!"

Kindermund. Kleine Tochter: „Mama, bitte, noch ein Stück Kuchen." — „Aber Kind, hast du denn noch nicht genug?" — „Genug habe ich schon, aber es ist ja noch so viel da."

Boshaft. Bader (zum Polizisten, dem er einen falschen Zahn statt des schmerzenden gezogen hat, und der nun mörderischen Krawall macht): „Nur stad, wirst auch schon oft den Falschen erwischt haben!"

Verschnappt. Besucherin: „Schade, daß die Frau Direktor nicht zu Hause ist; sagen Sie ihr, bitte, daß ich hier war!" — Dienstmädchen: „Ist nicht nötig . . . Das weiß sie schon!"

Milderungsgrund. Richter: „. . . Mußten Sie sich denn einen Fasan bestellen, wenn Sie kein Geld haben!?" — Zechpreller: „Die billigen Sachen waren ja alle schon gestrichen."

Das Thema. Frau (an der Tür): „Ich habe mich etwas verspätet, sind die Damen schon lange beisammen?" — Dienstmädchen: „O je, die sind schon bei den Dienstboten."

Von der Schmiere. „Sagen Sie 'mal, warum wurde denn die Stuart heute schon im zweiten Akt geköpft?" — „Auf ihren Wunsch; sie hatte nämlich so rasende Zahnschmerzen."

Rätsel.

Gelehrte Finger, guter Wind
Sind Dinge, die mir nötig sind,
Dann spitz den Mund und nimm mich vor,
Und spitz ein anderer das Ohr.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur T. Kellen, Bredeney (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Essen (Ruhr).